

KiWi

Sterben war gestern

*Aus dem Leben
eines Jugendforschers*

Roman

Joachim Lottmann

Joachim Lottmann

Sterben war gestern

Aus dem Leben eines Jugendforschers

Roman



Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Joachim Lottmann](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

[zur Kurzübersicht](#)

Über Joachim Lottmann

Joachim Lottmann, geboren 1959 in Hamburg, studierte Theatergeschichte und Literaturwissenschaften. Neben seiner Tätigkeit als Buchautor arbeitet er als Journalist für die *taz*, *FAS*, *Die Welt*. Er lebt in Wien und Berlin.

Mit seinen bisher zwölf Romanen von »Mai, Juni, Juli« und »Die Jugend von heute« bis zu »Alles Lüge« ist Joachim Lottmann einer der originellsten Chronisten der Gegenwart.

[zur Kurzübersicht](#)

Über dieses Buch

Ein in die Jahre gekommener Jugendforscher begeistert sich an den Thesen Yuval Hararis, der der Menschheit eine medizinisch-biologische Revolution voraussagt. Alter und Krankheit werden besiegt sein, man wird 120 Jahre alt und dabei auch noch gesünder und fitter als jetzt. Derart euphorisiert erlebt Dr. Johannes Lohmer die oft schmerzhafte Konfrontation mit den Jugendlichen der »Generation Greta«, über die er eine Studie schreiben muss. Er verwickelt sich in Abenteuer, verliebt sich, geht ins Kloster, verliert seine Gesundheit im Fitnessstudio, beginnt plötzlich, die Jugendkultur zu hassen und noch mehr die Alten, zu denen auch er bald gehören wird. Dann aber bricht die Corona-Pandemie über das Land herein, und die Karten werden neu gemischt: Die Jungen fühlen sich eingesperrt, die Alten sind es wirklich und fürchten den Tod. Für ihn, den »alten, weißen Mann«, der nun Antirassismus-Sticker trägt, steigt der Panik-Pegel immer weiter.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Covergestaltung und -motive: © HANAKAM & SCHULLER, Wien

ISBN 978-3-462-30320-9

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen

Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Hinweis zum Buch

Ich fange mit dem Wetter an ...

Meinen Bericht über Thomas Ebermann ...

Der Sommer, der nun folgte ...

Für Harriet

Die dargestellten Personen und Ereignisse dieses Romans sind außer den zeitgeschichtlichen Bezügen Fiktion. Darum erhebt der Roman keinen Anspruch, die geschilderten Vorgänge seien wahr oder haben sich so zugetragen.

Ich fange mit dem Wetter an, denn Romane beginnen immer mit Wetterbeschreibungen. Sogar bei den richtig guten Romanen ist das so, niemand stört sich daran. Ein bisschen nervig ist es allerdings schon, also für mich, aber es muss ja sein. Der Tag war – natürlich – der heißeste 31. August seit Beginn der Wetteraufzeichnungen, richtig orientalisch heiß, nicht nur 34 Grad heiß, sondern unangenehm fremdartig heiß, als liefe man im Hochsommer während der Mittagszeit durch die Straßen von Kairo, nicht durch die Berliner Kastanienallee, die übrigens tatsächlich von Kastanien umgeben ist, was bei der schmalen, holprigen, heruntergekommenen Hippie-Straße röhrend wirkt. Ein großer Name, eine kleine Welt. Das ewige Merkel-Berlin, das es immer geben wird. Die Straßenbahn kommt kaum durch, weil alle Hippies unschlüssig auf den Gleisen stehen und ihren Hippie-Kindern tropfende Eistüten in die Hand drücken oder so, ich konnte es nicht genau erkennen, vom Auto aus. Ich saß in meinem Wartburg, der kaum vom Fleck kam, und wollte zur Hausnummer 54. Dort wohnte eine Bekannte aus dem kulturellen Establishment, die mit mir zum großen, legendären, langweiligen Sommerfest fahren wollte. Dazu mussten wir quer durch ganz Berlin fahren, sozusagen durch ganz Kairo.

Wichtig zu wissen ist, erstens, dass ich gerade Yuval Hararis Buch »21 Lektionen für das 21. Jahrhundert« gelesen hatte. Dort beschreibt der Autor unsere nahe Zukunft, in der wir – jedenfalls die Wohlhabenden unter uns – 120 Jahre alt werden und gesund bleiben oder sogar erst werden. Zweitens kam ich gerade aus dem Fitnessstudio. Das wäre keine besondere Nachricht, eher fragt man sich, wie ich da hineinkam, ich, ein Mann in den besten Jahren, der noch alle Tassen im Schrank hatte und am

Samstag den SPIEGEL las. Was sollte ein intelligenter Mensch wie ich in solch einem Folterkeller für Gehirnlose?

Meine Frau, eine furchtlose, couragierte Person, die schon in Straßenschlachten Nazis verprügelt hatte, jedenfalls in ihrer Jugend, kannte nur eine Angst, nämlich dass ich vor ihr sterben könnte. Schon kurz nachdem wir ein Paar geworden waren, musste ich ihr hoch und heilig, beim Augenlicht meiner Kinder, mit der Hand auf dem ersten Band von »Das Kapital« schwören, auf keinen Fall vor ihr das Zeitliche zu segnen. Sie hätte das nicht ertragen. Umgekehrt löste auch bei mir die Vorstellung, sie könne sterben, sozusagen vor meinen Augen, und mich allein zurücklassen auf diesem dann leblosen Planeten, Tränenkrämpfe aus. Ich musste dann binnen Sekundenbruchteilen weinen.

Um lange zu leben, musste man sich fit halten, vor allem erst einmal fit werden, dachte meine Frau, und kam auf die Idee, mich bei einem Fitnessstudio anzumelden. Ich ging da natürlich nicht hin, denn wie die meisten von uns hatte ich meine Erfahrungen damit schon hinter mir. Vor zwanzig Jahren, als ewiger Student in Köln und aufstrebender Autor der Musikzeitschrift SPEX, war ich schon einmal in so einen Verein eingetreten, hatte einen unbefristeten Vertrag unterschrieben und war genau ein Mal hingegangen. Ich wusste sofort und für immer: nie mehr. Das war ja das Allerletzte. Ich kündigte den Vertrag auf der Stelle, aber das ging nicht. Ich musste noch bis in alle Ewigkeit die Monatsraten zahlen, was mich irgendwie bedrückte, nicht nur des Geldes wegen. Ich wollte in keinem Zusammenhang mit so etwas stehen. Daher verklagte ich die Firma, und da Köln so eine nette, bürgerliche, eben kölsche Stadt ist, kam es rasch zu einer Verhandlung und ich zu meinem Recht. Die mitfühlende, jugendfreundliche Richterin sah in mir auf Anhieb den aufstrebenden jungen Autor und verdonnerte die Fitness-Firma, mir alles Geld zurückzuzahlen. Wie gesagt, das war ein halbes Leben lang her. Ich erzählte meiner Frau die Geschichte natürlich immer wieder, aber das

nutzte nichts. Ich sollte in diesen Fitness-Club, jetzt im 21. Jahrhundert, ich sollte lange leben. Eines Tages überraschte sie mich damit, ich glaube, es war ein Geburtstagsgeschenk, dass sie mich bei dem angesehensten und teuersten Fitness-Verein der Welt angemeldet und die Jahresgebühr von 1600 Euro bereits entrichtet hatte. Meine größte Eigenschaft ist mein Geiz, das wusste sie, und deswegen ging ihre Rechnung auf. Es war mir unmöglich, 1600 Euro einfach wegzwerfen. Ich machte also notgedrungen mit.

Der erste Tag war nicht nur so scheußlich wie meine Jugenderfahrung in Köln, sondern sogar noch grauenhafter. Jetzt war ich nicht mehr mit halb nackten Unterschichtlern, Knackis und Zuhältern in dieser übel riechenden Turnhalle, dem Vorhof zum Gefängnis, sondern mit Greisen. Konnte es etwas Traurigeres geben? Alte, klappige, verfallene Körper, die in Zeitlupe und unter größten Schmerzen absurde Reha-Übungen machten und dabei todunglücklich aussahen. Und wie war die Reaktion meines Körpers? Ebenso! Ich bekam den größten Muskelkater meines Lebens, und er ging die folgenden Wochen nicht mehr weg, im Gegenteil. Ich fühlte mich wie verprügelt. Ich konnte vor Schmerzen nicht mehr schlafen. Aber meine Frau sagte, das sei nur am Anfang so. Um mich herum hingen alle möglichen Sportmediziner, Ärzte, Physiotherapeuten, Ernährungswissenschaftler, Lauftrainer und so weiter. Es war ja immerhin der angesehenste und teuerste Schuppen dieser Art, wie ich schon sagte, und der Aufwand war enorm. Blut wurde abgenommen, Röntgenbilder gemacht, auch Krebsvorsorge natürlich, dem Alter der Mitglieder war das durchaus angemessen. Ich war also nun ins Schattenreich des Alters und der Todesvorbereitung eingetreten, viel zu früh, ich hatte doch noch so viel vorgehabt ...

Genau vier Wochen hielt ich durch. Das hatte ich mir vorgenommen und abverlangt. In der Zeit hatte ich keinen Satz schreiben, keinen längeren, komplizierteren Satz sagen und keinen neuen Gedanken denken

können. Das Gehirn bekam kein Blut mehr, da es in die Muskeln floss. Ich hatte daher auch nicht mehr die Kraft und Eloquenz, meiner Frau mein Aufgeben erklären zu können. Ich ging deswegen erst einmal zu unserer Hausärztin, die mir mit müdem Blick irgendein Placebo-Medikament aufschrieb. Schwach dosierte Ibuprofen, also genau die Pillen, die wir sowieso schon zu Hunderten in der Schublade hatten. Ich nahm es trotzdem, und die Knochen taten nicht mehr weh.

Das war der Durchbruch. Hauptsache schmerzfrei! Ich musste meine Frau nicht enttäuschen. Ich ging weiter brav in das Studio, auch wenn ich zunächst keinerlei Fortschritte machte, sondern eher schwächer wurde und an Gewicht zunahm. Manchmal ein Kilo pro Tag, es war beängstigend. Ich war dennoch guter Dinge, denn es hätte meiner schönen Frau das edle Herz gebrochen, hätte ich aufgegeben. Sie selbst marschierte übrigens mit gutem Beispiel voran und ging jeden Morgen vor der Arbeit schwimmen. Sicher wollen Sie wissen, wie meine Frau mit Vornamen heißt, aber ich werde noch ein paar Seiten damit warten. Es geht ja auch um etwas anderes in dieser Story. Jedenfalls: Es war genau diese Phase der ersten Schmerzfreiheit und katastrophalen Gewichtszunahme, in der diese Geschichte beginnt. Die, die Sie gerade lesen, die mit Lana de Roy.

Trotz der Hitze trug ich einen weit geschnittenen, nachtblauen Anzug, und zwar einzig deswegen, weil ich damit noch am ehesten die Gewichtszunahme verdecken konnte.

Ich parkte die Limousine vor der Hausnummer 52 und rief die Bekannte aus dem kulturellen Establishment an. Sie kam kurz darauf auf das Auto zugelaufen. Eine elegante, schlanke, sportliche, im besten Sinne gut aussehende Frau, die mir dennoch und unerklärlicherweise nicht gefiel. Um ehrlich zu sein, sah ich sie zum ersten Mal. Sie war gar nicht meine Bekannte, sondern die Bekannte meiner Freundin Hilka Sinning, was aber

auf dasselbe hinauslief. Beide waren alterslos zwischen 35 und 55 Jahren angesiedelt, je nach Tagesform oder kosmetischem Einsatz sahen sie jung oder nicht mehr ganz so jung aus, auf jeden Fall jünger als ihre versoffenen männlichen Alterskollegen, die Pilates für einen römischen Statthalter hielten.

Während wir zum Wannsee fuhren, versuchte ich, und zwar unbewusst, sie zum Lachen zu bringen. Als mir das nicht gelang, versuchte ich, erneut unbewusst, wenigstens mich selbst zum Lachen zu bringen. Das gelang sogar. Ich tat so, als würde der Motor ausgehen. Ich erzählte, erst im hohen Alter den Führerschein gemacht zu haben. Ich erklärte weitschweifig, wie ich das Bio-Gemisch-Benzin für den Motor im eigenen Garten selbst herstellte. Solche Sachen. Ich wurde immer redseliger.

Die Frau war in den Medien tätig und als solche eine grundsätzlich zuhörende Person. Nun bin ich selbst in den Medien tätig und höre auch lieber die Stimme eines anderen als meine eigene. So bat ich sie schließlich explizit, etwas von sich zu erzählen.

Sie sprach von den schwierigen beruflichen Verhältnissen im öffentlich-rechtlichen Fernsehen. Das kannte ich nicht nur schon von Hilka Sinning, sondern auch von gefühlt 80 weiteren Bekannten und BekanntInnen aus ARD und ZDF. Man könne nicht machen, was man wirklich wolle, die Kreativität bliebe auf der Strecke, und so weiter. Das Lied wurde wahrscheinlich von Beginn der Menschheitsgeschichte an gesungen. Schon die alten Ägypter haben es sinngemäß so gegospelt, nehme ich an. Oh Lord, die verständnislosen Vorgesetzten haben keine Ahnung von wahrer Kunst und schielen nur nach der Quote.

Ich dachte, es wäre sinnvoller, über Yuval Harari zu reden. Ob sie etwas von dem gelesen habe?

»Ja, hm, irgendwie schon.«

»Ein Schwätzer, eigentlich, nicht wahr?«

»Weiß nicht, hm.«

»Aber trotzdem anregend!«

»Hm ...«

Ich erzählte von Hararis These, wir würden 120 Jahre alt werden. Die Bekannte sagte nichts. Machte ich Witze? Wenn ja, fand sie's nicht lustig. Ich holte etwas weiter aus.

»Weißt du, wenn die Leute merken, dass sie nicht mehr nach zehn Jahren Rente sterben, sondern quasi ewig weiterleben, ändern sich doch die bisherigen Lebensstrategien. Also bei mir ist es so.«

Sie sagte nichts. Es schien sie nicht zu interessieren, wahrscheinlich hielt sie mein Reden für den peinlichen Versuch, sie mit irgendeiner »witzigen« Meinung zu beeindrucken. Mit etwas, mit dem ich schon vorher auf zahllosen Partys Punkte gesammelt hatte, bei dummen jungen Studenten zum Beispiel. Daher redete ich nun für mich selbst weiter.

»Also, meine Lebensstrategie war immer ganz klar. Mein Leben sollte wie eine gute Geschichte ablaufen, das dachte ich schon als Kind, und das Wichtigste einer guten Geschichte ist natürlich das Happy End. Das heißt, dass dem Ende eine zentrale Bedeutung zukommt! Wie geht es aus, das war für mich die alles entscheidende Frage, auch und vor allem, wenn ich mir andere Lebensgeschichten ansah.«

Die Frau tippte Nachrichten in ihr iPhone XS plus.

»Warum enden andere Leben fast immer so entsetzlich? Da stimmt doch etwas mit der Vorgeschichte nicht, mit der gesamten Story, wenn man so will. Also bei mir muss das anders ausgehen.«

Da sie nichts sagte, dachte ich weiter nach. Mir fiel ein, dass Freunde von mir bereits ihre Lebensstrategie geändert hatten. Das waren alles Künstler. Sie verhielten sich neuerdings so, als wüssten sie, dass die alten Abläufe von Jugend, Potenzial, Entfaltung und Selbstzerstörung, mündend im Tod, nicht mehr stimmten. Mein bester Freund Thomas Draschan strotzte vor Kraft. Zweimal im Jahr wechselte er die

Freundinnen aus, und er hatte immer drei auf einmal. Jetzt lebte er monogam – mit einer gleichaltrigen Frau mit Festanstellung.

Festanstellung! Das Wort hatte er bisher nicht einmal im passiven Wortschatz gehabt. Das Kalkül war klar. Mit der »wilden Kunst« war es in fünf, spätestens zehn Jahren vorbei. Und mit den Einkünften. Und so lange ging es auch nur weiter, wenn er den destruktiven Lebensstil beibehielt. Und danach? Nach dem Finale von Kraft, Kunst, Sex, Anmaßung und Ruhm? Folgte keineswegs der unbewusst einterminierte Tod! Nein, es ging vierzig Jahre weiter. Dann lieber gleich die verbeamtete Lebensgefährtin mit fetter Endlos-Rente.

Aber dabei konnte es nicht bleiben. Man musste sich auch körperlich, seelisch, intellektuell und erotisch völlig neu justieren. Welchen Sinn machte es jetzt noch, mit einer Bekannten aus dem kulturellen Establishment im Auto zu sitzen und über die Einschränkungen der Kreativität im öffentlich-rechtlichen Fernsehen zu lamentieren? Fernsehen war etwas für Menschen, die sich aufs Sterben eingerichtet hatten, auf Leute mit dem Bewusstsein des letzten Jahrhunderts. Davon sollte man schleunigst die Finger lassen. Wenn ich 120 würde, hätte ich die meiste Lebenszeit noch vor mir, somit eine Zeitspanne, die früher ein ganzes Leben ausgemacht hatte. So gesehen war jeder, der so alt war wie ich, gut beraten, sich noch schnell eine Familie samt Nachwuchs zu organisieren, wenn er das nicht schon hatte ...

Oder auch nicht. Ich dachte jetzt an meine Agentin Rebecca Winter. Eigentlich finde ich Agenten so ärgerlich wie Spielerberater. Ich möchte den Fußball nur so lange, wie er das religiöse Fundament unserer Nachkriegsgesellschaft gewesen war, unser einziges verbliebenes Ritual, und das war zeitgleich mit dem Aufkommen der Spielerberater zerfallen. Auch die Literatur war besser gewesen ohne Agenten. Aber egal. Irgendwann habe sogar ich einen Agenten genommen, genauer gesagt eine Agentin, und die hat aus mir einen reichen Mann gemacht. Nun ist

diese Agentin, also Rebecca Winter, auch noch die lustigste Person, die ich kenne. Man könnte sie sich gut in Tel Aviv vorstellen. Aber sie lebt in Wien und hat einen 25-jährigen Freund, der besser aussieht als Alain Delon in den early sixties und als angesagter Künstler an der Einkommensgrenze von einer Million kratzt. Übrigens fährt er für sein Leben gern Autos, nämlich englische Sportwagen aus ... den early sixties. So einen super Typen kann es in der Wirklichkeit eigentlich gar nicht geben, und ich gäbe viel darum, dass mir ein paar Nachteile von ihm einflielen, damit der Leser nicht glaubt, jetzt wird's kitschig, jetzt wird's platt, jetzt bindet uns der Autor einen Bären auf, oder wie es auf Kölsch heißt: »Nu verzällt er ein' vom Pferd.« Ich muss es versuchen: Vielleicht ist Antony, so heißt er, ein bisschen zu schüchtern, zu verschlossen, zu wenig unterhaltsam, zu energielos, als dass er wirklich der Sechser im Lotto einer Beziehung sein könnte. Meistens sitzt er seltsam antriebsarm auf einem teuren skandinavischen Sofa und betrinkt sich zielgerichtet in einen komatösen Zustand hinein, der es ihm erlaubt, sozusagen bewusstlos, Sex zu haben. Nennen wir es einmal so.

Aber warum dachte ich jetzt an meine Agentin? Weil die Frau im Auto die Kommunikation verweigerte und mir einfiel, dass die Agentin sehr wohl Kinder hatte, was aber niemand glauben mochte. Die Kinder waren so alt wie ihr Freund, aber sie sah gar nicht so aus, als sei sie älter als er. Sie hatte lange vor mir und Yuval Harari erkannt, was passieren würde. Sie hielt sich konsequent an die Jugend und mied die eigene Generation. Wenn ihr von anderen oder älteren Frauen entgegengeschleudert wurde, sie habe gut reden, ohne Kinder sei es schließlich leicht, jüngere Liebhaber zu unterhalten, konnte sie nur still lächeln. Aber interessant an meiner Agentin war auch – und selbst da war sie Yuval Harari voraus –, dass sie frühzeitig auf den Epochentausch hingewiesen hatte, den zwei Frauen herbeigeführt hatten, nämlich Greta Thunberg und die Frau von ...

»In 19 Minuten sind wir da«, riss mich die Beifahrerin aus den Gedanken. Sie hatte die Strecke auf ihrem Tausend-Euro-Smartphone berechnet.

In der Tat. Kurz darauf bogen wir in die Uferstraße des Wannsees ein, der wie das Mittelmeer zur schönsten Ferienzeit leuchtete, nämlich azurblau, mit dem Glitzern der tief stehenden Sonne auf den Wellen, einem ins Orange changierenden Himmel am Horizont und einem tiefblauen darüber. Die ersten Sterne konnte man in dessen rückwärtiger Hälfte schon ausmachen, kein Wölkchen, kein Lüftchen war weit und breit zu spüren: still glänzte der See, der Wannsee, der gute.

Die Lesungen, die das große Sommerfest dominieren, waren schon seit Stunden im Gang. Diesmal waren es aber eher Umweltaktivisten, die die Bühne gekapert hatten und lieber über die Klimakrise statt über Bücher diskutierten. Meine Begleitung fand das toll, das merkte ich, sie begann jetzt ganz ernsthaft über den Klimawandel und Donald Trump zu reden.

Ich tastete erst mal die Innenseite meines Jacketts ab, irgendwo hatte ich immer ein kleines Fläschchen Campari dabei. Null Komma null vier (oder in Ziffern: 0,04) Liter. Diese Mini-Edition meines Lieblingsgetränks hatte mich schon durch einige obskure Veranstaltungen gerettet. Ich drehte mich unauffällig um, setzte gerade die Flasche an den Mund, als eine laute, fast krächzende, auf jeden Fall weibliche Stimme mich innehalten ließ:

»Der Konsum von mitgebrachten Spirituosen ist hier verboten.«

Ich drehte mich ertappt um, wie ein Schulbursche in Erwartung einer verklemmten Lehrerin, und war umso überraschter, als ich niemand anderes als die deutschlandweit leidlich bekannte Influencerin und Schauspielerin Lana de Roy erblickte. Die sah nun leider wirklich gut aus, also dermaßen gut, dass es schon irritierend war, sozusagen zusätzlich.

Sie brach in lautes Gelächter aus.

»Wie Sie gucken! Krieg ich auch 'nen Schluck?«

Verunsichert reichte ich ihr mein Fläschchen.

»Bitte sehr, ist für dich, ich habe noch eins. Aber bitte nicht siezen!«

Sie nahm mein Geschenk gespielt beeindruckt entgegen, runzelte aber die hohe, noch jugendliche und vermutlich gedankenarme Stirn:

»Danke, nett gemeint, aber ich trinke kein Gebräu, das nur durch tote Insekten seine knallige Farbe bekommt.«

Schon wieder diese Schote mit den Silberraupen oder was das war, die man angeblich im Campari verarbeitete. Ich hörte das immer wieder, wenn über Campari geredet wurde. Beleidigt forderte ich die Flasche zurück:

»Na dann nicht. Außerdem ist das seit 2006 nur noch chemisch.«

»Na dann!«

Sie entriss mir das Fläschchen wieder und stürzte den Inhalt mit einem Mal hinunter.

Scheinheilig fragte ich nach ihrem Namen.

»Wie heißt du?«

»Lana de Roy.«

»Fast möcht ich hinzufügen, und wer *bist* du?«

»Google mich, dann weißt du es, ich bin DIE Lana de Roy, nicht zu übersehen eigentlich. Und wer bist du?«

Ich zückte erst mal mein iPhone und tippte ihren Namen in die Instagram Suchleiste – sofort ploppte ein Profil mit Millionen von Followern auf.

»Nicht schlecht, du bist berühmt und antirassistisch – Hashtag BlackoutTuesday – super Sache ...«

»Findest du, ja?«

»Klar, man muss viel mehr gegen Diskriminierung tun! Mein Name ist Johannes Lohmer. Ich bin auch berühmt.«

»What?!«

Sie fing auch an, meinen Namen bei Google einzugeben, und das bestätigte dann zum Glück tatsächlich einen gewissen Berühmtheitsgrad meiner Person. Vor Wikipedia sind wir eben alle gleich, dachte ich, aufatmend. Sie war schon echt eine kleine Sensation, mit ihrer Figur, die ich mir nun genauer ansah, leider nicht lange. Lana rief auf einmal:

»Wie, aber mit dem Laub bist du befreundet? Das geht ja GAR NICHT!«

Und schon war die mysteriöse Lana de Roy wieder verschwunden! Ohne mir eine Erklärung zu gestatten. Erstaunt blickte ich ihr nach. Hatte dieses hübsche junge Influencer-Weltwunder gerade mit mir geflirtet? Ich meine, MIT MIR?

»Ist auf jeden Fall aufbaufähig ...«, murmelte ich, nun nur zu mir, in Gedanken schon bei der Gegenattacke.

Das Internet war eigentlich toll. Wir kannten uns nun, nach gefühlt zehn Sekunden, wussten quasi alles Wichtige voneinander, leider auch die unguten Dinge wie die blöde Laub-Sache. Das muss ich noch erklären, später einmal.

Irgendwann war dann doch der letzte Tag und die letzte Stunde im teuren Fitnessstudio gekommen. Die Ibuprofen-Pillen hatten es auch nicht mehr retten können. Ich war natürlich immer seltener hingegangen, aber die Leute kontrollierten das.

»Warum haben Sie eine Pause von zehn Tagen verstreichen lassen?«, wurde ich gefragt.

»Ich weiß ... kommt nicht wieder vor!«

Alles wurde anhand von großen Fragebögen protokolliert, die man, auf eine harte DIN-A4-Platte gespannt, während der Übungen bei sich führte, zusammen mit dem dunkelfarbigen Handtuch, auf das das Logo der Firma gedruckt war. Das Ergebnis einer jeden Übung wurde eingetragen.

Schon am Empfangsbord des Eingangs standen zwei Aufpasser, die einem die Ausweiskarte abnahmen, in den Computer steckten und die

Daten abgleichen. Diese Leute waren aber noch freundlich. Im Grunde die einzige sympathischen Zeitgenossen in den unmenschlichen Hallen. Einige hatte ich im Laufe der Zeit ein bisschen kennengelernt, in dem Sinne, dass ich mir die Namen merkte, die auf ihren Namensschildern auf der Brust standen. Der eine hieß Jakob Bauer und hatte ein nettes Gesicht.

Insgeheim nannte ich ihn immer »der mit dem netten Gesicht«. Ich hielt mich regelrecht daran fest, dass es so einen da gab. Noch besser gefiel mir Nikolaus Hofer. Das war der mir zugeteilte persönliche Trainer. Jung, groß, schlank, locker und wendig, ein extremer Gegensatz zu den Kunden.

Das Karma hier war so unterirdisch, dass es kein Wort mehr dafür gab. Ich schlurfte mit gesenktem Kopf auf dem grauen Linoleumboden den Umkleidekabinen entgegen. Eine totale Kasernenanmutung war das, in den Farben Wehrmachtsgrau und Weiß, und alle Gegenstände bestanden aus Blech: die Spinde, die Verkleidungen der Duschen, die schmalen Sitzbänke, die Gitter vor den Neonröhren. Elendige Erinnerungen an den Turnunterricht in der Schule kamen hoch.

Hier, wo sich die Leute umzogen und noch nackter, schutzloser und erbärmlicher wirkten als an den Geräten, fiel mein Blick wie hypnotisch angezogen auf das überall sichtbare extreme Bauchfett der sich schämenden alten Männer. Wenn ich nun auch so aussah? Das durfte nicht sein, niemals, und deswegen kam man ja her, das wollte man ja durch das Training vermeiden.

Überall waren Spiegel angebracht, um die zahlenden Opfer an ihren Ist-Zustand zu erinnern. Und Bahnhofsuhren. Sie waren der rettende Ruheplatz für die in diesem Elend und dieser Hässlichkeit herumirrenden Augen. Fast alle starnten immerzu auf die nächste Bahnhofsuhr. Damit maß man ja auch die Zeit der jeweiligen Übung. Wanderte das Auge zur Decke, blickte man auf eine Unzahl von Belüftungs- und Heizungsrohren, wie im Heizungskeller eines Kaufhauses. In Berlin war das Fitnessstudio auch wirklich in einer lichtlosen Kelleretage untergebracht. Das

Unternehmen hatte Filialen in allen Großstädten der Welt, alle sahen gleich aus, ich hatte mehrere aufgesucht und ausprobiert, zwei in Berlin und eine in Wien. Es wurde schnell klar, dass man in keiner dieser Hallen Freundschaften schloss. Niemand redete miteinander. Der einzige verbale Kontakt unter den dort Verkehrenden war ein schüchternes, eigentlich rührendes, in meinen Ohren aber fast verzweifelt klingendes »Auf Wiedersehen«, wenn einer es hinter sich hatte, sich Gott sei Dank wieder vollständig angekleidet hatte und mit seiner uncoolen Hängebauch-Sporttasche den Umkleidebereich Richtung Ausgang verließ.

Ich hatte es noch nicht hinter mir, an diesem Tag. Meine körperliche Verfassung war seit Wochen schlechter geworden. Es rührte von diesen Übungen im Fitnessstudio her, das wurde mir immer klarer. Man war in seltsame Maschinen eingespannt, die einem Schaden zufügten. Andererseits hatte ich einen Termin, und zwar mit dem Spezialtrainer der sogenannten Rückenmaschine. Da ich diesen Termin schon zwei Mal abgesagt hatte, ging ich nun hin. So funktioniert das Unterbewusstsein nun mal. Auch war ich von den Freunden meiner Frau beeinflusst, die allesamt versicherten, eine »Arbeit« im Fitnessbereich könne definitiv theoretisch wie praktisch nichts Negatives sein. Es war, als hätte ich gesagt, Obst und Gemüse seien eine schlechte Ernährung. Die Gegenrede war gewaltig.

Meine Gesundheitsvorsorge hatte bis dahin ein Leben lang aus Spaziergängen bestanden. Ich bin Hamburger und gehe daher gern spazieren, eben wie alle Hamburger. Früher bin ich um die nahe gelegene Alster gegangen und nun, da mein Lebensmittelpunkt Wien geworden war, um den ebenso nahe gelegenen Prater-Park, immer abends, zur blauen Stunde, mehrmals in der Woche, gern mit meiner schönen Frau. Doch nach dreieinhalb Wochen im Fitnessstudio zog ich mir einen Fersensporn zu. Und der ging nicht weg, sondern wurde schlimmer. Jeder Schritt tat höllisch weh. Es war vorbei mit dem schönen Bummeln am

Abend, nach der Arbeit, manchmal Hand in Hand. Die Liebe begann darunter zu leiden.

Zu meinem Erstaunen bestätigte mein persönlicher Trainer meine Befürchtung: ja, es könne daran liegen, dass ich falsch trainiert hätte. Es war sogar wahrscheinlich. Die Maschinen hätten die Muskelbelastungen der Ferse durcheinandergebracht. Genau deswegen müsse ich jetzt eine andere, weitere Spezialmaschine benutzen, die das wieder ins Gleichgewicht brächte. Ich hatte dann ein paarmal dieses Ding benutzt, ohne Besserung.

Ich schlich durch den Hauptraum. Mehrere Tausend Euro hatte meine Frau in ihrer weltfremden Güte dem Unternehmen im Voraus überwiesen. Das Geld war für immer verloren, wenn nicht doch noch eine Wende eintrat. Und selbst wenn sie nicht eintrat, musste ich mindestens sechs Wochen durchhalten, ehe ich kapitulieren durfte. Mit dem Geld hätte man zweimal in die USA reisen können! Das war unser Traum gewesen.

Wie die anderen hatte ich mir in diesen Räumen eine Art Tunnelblick angewöhnt, aber dabei traten die Geräusche verstärkt in den Vordergrund. Es klang wie der hintere Raum einer Restaurant- oder Hotelküche. Irgendwie schien pausenlos irgendein Zeug hin- und hergeschoben, Dinge verrückt und weggeschleppt zu werden, klappernd und polternd, alles Geräusche von Gegenständen, nicht von Menschen.

Nirgendwo ein Lachen, eine befreite Stimmung infolge eines Austobens, das es ja nicht gab. Überall nur graue Bärte, weiße Haare, unsichere Gesichter, kindlich verstörte Mienen: es war, als hätte ein furchtbarer Gott die unglücklichen Pennäler von einst direkt aus dem Turnunterricht herausgeholt und mit einem Schlag sechzig Jahre älter gemacht. Da waren sie nun wieder, unglücklich wie damals, aber nun auch noch verflucht alt.

»Hallo Herr Lohmer ... ich bin schon zur Stelle. Wie geht es Ihnen?«

Der Trainer, mit dem ich verabredet war, hantierte bereits mit der sogenannten Rückenmaschine. Es war der Mann mit dem netten Gesicht, Jakob Bauer. Ich freute mich ein bisschen. Ich war acht Minuten zu früh gekommen, aber er war schon da und wirkte beschäftigt. So eine Spezialmaschine musste wohl aufwendig eingestellt werden. Er gab meine Daten in den Computer des Folterinstruments ein.

»Na ja, Herr Bauer, danke schön ... ich will Sie ja nicht in Panik versetzen, aber ...«

»Passt schon ...«

»Ich habe Ihnen ja von meinem, äh, Fersensporn erzählt. Ist schlimmer geworden.«

»Durch die Rückenmaschine?«

»Nein, vorher schon.«

»Dann ist es nicht die Rückenmaschine. Wir geben heute acht Kilo mehr ein.«

»Lieber nicht.«

»Wir versuchen es einfach. Sie sagen dann, ob es passt, Herr Lohmer.«

Er legte zwanzig Schläuche um meinen Körper, zurrte Gurte um meine Beine fest, schraubte Gewichte auf meinen Oberkörper, ließ ihn strecken. Es fühlte sich nicht unbedingt schlecht an, mit einer Ausnahme: die Knie begannen höllisch zu schmerzen. Insgesamt geriet mein Körper, besser gesagt mein Bewusstsein, in eine kleine Alarmstimmung.

Nun musste ich mich nach vorn beugen und 188 Kilo in dieselbe Richtung stemmen oder schieben. Ich versuchte es, kam aber nicht voran. Der Trainer forderte mich auf, endlich zu beginnen.

»Das geht nicht«, sagte ich.

»Doch. Wir waren bei 180 zuletzt. Die acht Kilo mehr schaffen Sie.«

Ich versuchte es noch mal, jetzt mit mehr Kraft. Ich spürte ganz genau, dass dieses Mehr an Kraft zu viel des Schlechten für meine Wirbelsäule war. Ich schaffte nun wirklich zehn Zentimeter nach vorn, dabei

registrierte ich, dass mein Rücken schweren Schaden nahm. Ich erinnerte mich nun ganz genau an einen Tag im Jahr 1998, als ich eine Waschmaschine in meine damalige Wohnung im dritten Stock getragen und danach zehn Jahre lang Rückenschmerzen gehabt hatte. Wie oft hatte ich in diesen zehn Jahren dieses idiotische Hochtragen der Waschmaschine verflucht!

Ich ließ mich zurückfallen.

»Geht nicht.«

»Macht nichts. Wir geben vier Kilo runter.«

Herr Bauer bekam schlechte Laune, glaube ich. Oder soll ich sagen, er wurde einfach sachlich, ließ die Freundlichkeit mal kurz weg? Er tat seinen Job, und er wusste über die Maschine nun wirklich gut Bescheid.

»Nein, das ist zu viel«, sagte ich.

»Wir können 180 machen, aber davon haben Sie nichts. Dann hätten Sie im Prinzip gar nicht kommen brauchen. 180 ist keine Steigerung, das bringt für den Muskelaufbau null. Wir versuchen es noch mal, Herr Lohmer.«

Wieder drückte ich meinen Oberkörper sowie die gesamte monströse Apparatur plus 184 Kilo nach vorn. Es fühlte sich total gefährlich an.

Nach nunmehr zwanzig Zentimetern hielt ich inne, fiel langsam unter Schmerzen wieder zurück und öffnete die Augen, die ich während des Stemmens geschlossen gehalten hatte. Mein Gesichtsausdruck hatte dabei wahrscheinlich dieselbe peinvoll verzerrte Fratze ergeben, wie ich sie immer bei den anderen Trainierenden gesehen hatte, zertrümmerte Visagen wie bei Frauen im Kreißsaal nach acht Stunden Geburtsbemühungen ...

»Na, wie fühlen Sie sich?«, fragte Jakob Bauer fröhlich. Er hatte seine gute Laune wiederbekommen.

»Es fühlt sich echt absolut gefährlich an«, sagte ich leise.

»Okee, machen wir 180«, sagte er, schon wieder leicht beleidigt.

Irgendwann nach ein Uhr nachts wurde es ihnen wohl zu bunt, und sie beschlossen den Ausbruch. Ich wurde geweckt und ging mit.

Die ganze Innenstadt war gesperrt. Es fuhren keine Taxis und keine öffentlichen Verkehrsmittel. Auf den verwaisten Kreuzungen standen Einsatzkräfte, die uns nicht beachteten. Sie sahen uns nicht an, und wir sahen sie nicht an. Stumm trotteten wir voran in dieser Nacht, die immer stiller wurde. Die seltener werdenden Polizeiautos schalteten ihre Sirenen nicht mehr an, da alle Wege frei waren.

Nach stundenlangen Umwegen erreichten wir die Wohnung. Ich verriegelte das Haustor, also die sonst nur angelehnte, schwere Eingangstüre, was gar nicht so leicht war. Erst im zweiten Versuch klappte es. Harriet stand zitternd daneben, brauchte bald ein warmes Bett und endlich Sicherheit. Ich spürte bei mir selbst, wie eine Last von mir abfiel, als ich den Riegel der drei Meter hohen Eichentür schließlich heruntergedrückt hatte.

Vor der Wohnungstür lag, direkt auf dem Fußabstreifer, ein gelbes Postpaket. Lang und breit wie ein Laptop, hoch wie eine Schuhsschachtel, eines der üblichen Normpakete. Da wir seit dem Mittag nicht mehr in der Wohnung gewesen waren, hatten wir wohl den Zusteller verpasst, wahrscheinlich einen dieser angeheuerten Niedriglohnsklaven aus Pakistan. In diesem Moment brach es aus meiner Frau heraus. Die bis dahin so tapfere Journalistin bekam beim Anblick des unbekannten Paketes einen Nervenzusammenbruch.

»Was ist das?! Nicht anfassen!«

Sie schluchzte, drängte mich zurück, wollte wieder nach unten gehen.

Zum Glück stand der Absender gut lesbar auf der Vorderseite. Doreen Lohmer, die Frau meines Bruders, beziehungsweise jetzt: seine Witwe. Ich glaubte sogar, ihre Schrift zu erkennen. Da war sicher keine Bombe drin. Ich nahm das Paket vom Boden und schloss die Tür auf.

Dort beruhigten wir uns rasch. Es gibt doch nichts Schöneres, dachte ich, als eine gut geführte, von einer Putzfrau versorgte, warme und sichere *eheliche Wohnung*.

Ich war aber so neugierig auf den Inhalt des Paketes, dass ich es öffnete, während Harriet sofort auf der gemütlichen Fernsehcouch landete und atemlos der Berichterstattung über den Anschlag folgte.

Ich fand einen langen, handgeschriebenen Brief, dessen Emotionalität mich überraschte. Offenbar vermisste die Witwe meinen Bruder sehr. Teile der fast lebenslangen Korrespondenz, die ich mit ihm geführt hatte, lagen kopiert in der Sendung – sie hatte die Originale gelesen, und zwar gern. Das hatte nun ihre Einstellung zu mir geändert. Im Brief erkannte ich einen geradezu liebevollen und vor allem kenntnisreichen Ton.

Es waren auch noch andere Schätze für mich dabei. Etwa hundert Fotografien meiner Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, die nun doch nicht verschollenen Kurzgeschichten meiner Mutter, ein dicker Packen Feldpostbriefe meines Vaters, Gedichte meines Vaters aus Jugendtagen, Porträts von UFA-Stars, die meine Mutter in den letzten Kriegsjahren für die »B.Z. am Mittag« geschrieben hatte ... also wenn DAS keine Schätze waren ... und natürlich die Filme, die mein Bruder, der einstmais bekannte deutsche Filmemacher, über unsere Familie gedreht hatte, einige auf VHS, andere auf DVD.

Ich zügelte meine überschießende Freude und kümmerte mich wieder um Harriet, lief ins Fernsehzimmer, sah mit ihr zusammen die Berichte über den Anschlag und die Wahl in Amerika, die sich fast abwechselten. Dort, in den USA, schlossen gerade die Wahllokale, und erste Ergebnisse und Prognosen erreichten die Menschen in aller Welt.

Und so endete das historische Corona-Jahr mit einem seltsamen Doppelschlag. Denn der erste islamistische Terroranschlag in Österreich fiel nicht nur mit dem Beginn des endgültigen Lockdowns zusammen –

mit all seinen irreparablen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Folgen –, sondern kurioserweise auch noch mit dem Ende der bizarren Ära Donald Trump. Am Tag des Wiener Terrors wurde schließlich – etwas zeitversetzt – in Amerika entschieden, ob die westliche Welt in den Zwanzigerjahren im Großen und Ganzen demokratisch regiert würde oder nicht.

Für Harriet und mich war der Übergang vom einen Großereignis zum anderen fließend. Das eine, das »Hereinbrechen des Terrors in Österreich«, wurde im Laufe des folgenden Tages medial immer bescheidener. Es war eben doch eine Nummer kleiner als etwa das Hereinbrechen des Faschismus in Österreich im Jahre 1938, wie manche Historiker schon überlegt hatten. Zwar war noch immer von weiteren Tätern die Rede, die auf der Flucht seien, weswegen alle Kinder schulfrei bekamen. Auch unsere polnische Putzfrau blieb unserer Wohnung fern, weil wir zu nah am Terror-Tatort wohnten und sie offenbar vor Angst schlotterte. Eine dreitägige Staatstrauer wurde ausgerufen. Jeder Politiker, der auf sich hielt, bekannte sich couragierte »gegen den Hass«. Aber in Wirklichkeit hatte es keine weiteren Täter gegeben. Und im Fernsehen bekam der imaginierte *Herr Terror* von Stunde zu Stunde weniger Raum und der reale Herr Trump immer mehr. Dort in Amerika war es wirklich aufregend, in Österreich nur zum Schein.

Am Ende sah ich keine deutschsprachigen Sender mehr. Ich konnte das Gedöns nicht mehr hören, die Tränen, die Beklemmung, die monströse mediale Bedeutung, mit der man die Tat des kleinen Scheißkerls belohnte. Denn das war er nämlich in Wirklichkeit, wie man Tage später herausfand: ein Einzeltäter!

Ein kleiner blöder Depp, alles andere war kollektiv erzeugte Fantasie.

Ich sah daraufhin 32 Stunden lang praktisch ununterbrochen den amerikanischen Sender CNN, bis Joe Biden gewonnen hatte, der aufrechte Demokrat.